

Die Benedictinerabtei Muri (Aargau)

Autor(en): **Lehmann, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde = Indicateur d'antiquités suisses**

Band (Jahr): **6 (1888-1891)**

Heft 22-4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-156195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Benedictinerabtei Muri (Aargau).

Der 21. August dieses Jahres hat die Schweiz um eines ihrer imposantesten Bau-
denkmäler ärmer gemacht. Da die Tagesblätter über den Klosterbrand von Muri in ein-
gehender, wenn auch nicht immer ganz zutreffender Weise berichteten, können wir uns
an dieser Stelle auf das Wesentlichste beschränken.

Ungefähr um 3¹/₂ Uhr Nachmittags brach das Feuer im Mittelbau der grossen Ostfronte
in den mächtigen Holzvorräthen des Estrichs aus und verbreitete sich von hier aus mit
Riesenschnelle über den mit wahrer Holzverschwendung erbauten Dachstuhl. Fast gleich-
zeitig fand es auch seinen verheerenden Weg durch den Speisenaufzug in die unteren
Stockwerke. Die Feuermauern, welche auf beiden Flügeln errichtet waren, reichten nur
bis zu den Dachleisten, waren zudem durchbrochen und mit hölzernen Thüren ver-
sehen. In Folge dessen versahen sie ihren Dienst nur höchst ungenügend, so dass in
den nächsten Augenblicken auch die beiden grossen Säale an den beiden Enden der
Ostfront Feuer fingen. Während das zerstörende Element damit auf der Nordseite
seinen Einhalt fand, bot ihm der Dachstuhl des südlichen Flügels, in dem sich gegen-
wärtig die Bezirksschule befindet, neue Nahrung. Glücklicherweise konnte ihm hier
durch die rastlos thätige Löschmannschaft gesteuert werden, als kaum die Hälfte des
Daches verbrannt war. Dagegen hatte es gleichzeitig auch nach Westen seinen Weg
über den Dachstuhl der Abtskapelle nach demjenigen des Kirchenchores genommen und
war hier schon in die unmittelbare Nähe des über der Vierung errichteten grossen
Dachreiters gelangt, als aufopfernde Thätigkeit ihm auch an dieser Stelle Herr wurde.
Damit hatten die unzureichenden Löschmannschaften wenigstens den Feuerheerd ein-
gegrenzt und waren glücklicherweise in der Folge im Stande, die einmal geretteten
Gebäulichkeiten fernerhin vor weiterem Feuerschaden zu bewahren. Dagegen wüthete
das rasende Element im Inneren der grossen Ostfronte fort, zerstörte die Abtskapelle
und drohte von da durch den Hochaltar in die Kirche einzudringen, was aber noch
rechtzeitig verhütet werden konnte. So erlitt die Klosterkirche allerdings keinen weiteren
Feuerschaden. Immerhin wurden bei den Rettungsarbeiten namentlich die Altäre arg
mitgenommen, als man die zahlreichen Reliquien in Sicherheit zu bringen suchte. Der
Kirchenschatz war rechtzeitig geflüchtet worden.

Gegenwärtig sind vollständig zerstört: 1. Die *grosse Ostfronte* mit den beiden
Säalen; 2. die *Abtskapelle*; 3. die darunter liegende *Sakristei*; 4. der Zeichnungs-
saal, das Naturalienkabinet und theilweise der Konzertsaal des Bezirksschulgebäudes; beschädigt:
Der Hochaltar der Kirche, die sechs anderen Altäre, die Epitaphien der Aebte und die
Roccocoverzierungen. Ueber die Gebäulichkeiten soll hier, so lange sich die Erinnerung
an die verschwundene Pracht noch frisch im Gedächtniss erhält, eine kurze Beschreibung
folgen.

I. Die Ostfronte (Pflegeanstalt).

Nachdem Abt *Jodocus Singisen* während seiner langen Regierung (1596 bis 1644)
durch treffliche Verwaltung und vortheilhafte Güterankäufe die Wunden geheilt hatte,
welche dem Kloster durch die Religionskriege geschlagen worden waren, konnten seine
Nachfolger ungestört an die Erweiterung und Ausschmückung der zahlreichen Gebäu-
lichkeiten schreiten, so dass von da ab eine fast ununterbrochene Bauthätigkeit innerhalb

der hohen Mauern der alten Abtei herrschte. Zunächst galt allerdings die Aufmerksamkeit der Aebte demjenigen Gebäude, wo die entwickelte Pracht von den meisten Besuchern bewundert werden konnte, am uneigennützigsten schien und zugleich am lautesten von dem Reichthum der Abtei zeugte — der Klosterkirche. Im Jahre 1695 wurde unter Abt *Placidus Zurlauben* der Umbau begonnen und schon zwei Jahre später konnte die Einweihung vom päpstlichen Nuntius vollzogen werden. Damit begnügte sich aber der unternehmende Abt noch keineswegs. Mit der baulichen Erweiterung des Klosters sollte zugleich auch das Ansehen seiner Insassen wachsen. Zu diesem Zwecke kaufte Placidus von Kaiser *Leopold I.* mehrere reichsunmittelbare Herrschaften in Schwaben und erwarb sich dadurch Titel und Rang eines Fürstbistes des römischen Reiches deutscher Nation. Unter *Gerold Heimb* sodann erfolgte die pompöse Ausstattung der Klosterkirche in reichstem Roccoco, dessen verblasste Ueberreste auch heute noch mit beredter Zunge die einstige Pracht verkünden. Wie sehr übrigens die Aebte darauf bedacht waren, dem prunksüchtigen Zeitalter gerecht zu werden, beweist Heimb's Nachfolger, Fürstbist *Bonaventur II.*, der das einfache Bauerngut auf Horben zu einem sogen. Lusthause, jetzt Schloss genannt, umbauen liess.

Auf den Gipfel des äusseren Glanzes gedachte *Gerold II.* das Kloster zu heben. Durch einen Baumeister *Leemann* aus Donaueschingen wurden 1791 die Pläne zu einem neuen Klosterbau ausgearbeitet. (Sie befinden sich gegenwärtig im Archiv der Finanzdirektion in Aarau.) Nach diesen sollten die Kirche und die alten Klostergebäude umgürtet werden von einem neuen Kolossalbau, bestehend aus einer Ost- und Westfronte und einem beide verbindenden Flügel im Süden. Die Länge dieser Fronten mass nicht weniger als 725 Fuss. Wohl mochte der baulustige Abt nicht ahnen, dass eine Zeit im Anzuge war, die den Herrschaftsgelüsten all' dieser kleinen geistlichen und weltlichen Potentaten auf lange Zeit Stillstand gebot. Kaum waren die Ostfronte und der Südflügel erstellt, als die alte Eidgenossenschaft unter den Stürmen der französischen Revolution zusammenbrach. Damit erhielt auch das deutsche Fürstenthum auf Schweizerboden seinen Todesstoss. Doch schien es, als ob sich die alte Benediktinerabtei in der Restitutionszeit wenigstens finanziell nochmals erholen sollte. Da wurde sie zur Zeit der demokratischen Bewegungen nochmals in den Strudel der politischen Tagesereignisse gezogen, was deren Aufhebung im Jahre 1841 zur Folge hatte. Damit war dem grossartigen Projekte Gerolds II. für alle Zeiten ein jähes Ende bereitet.

Die Aufgabe, welche Gerold II. dem Baumeister stellte, war keine dankbare. Es war dem Abte weniger daran gelegen, einen architektonisch schönen, als einen durch seine kolossale Ausdehnung imponirenden Bau herzustellen. Ebenso wenig konnten die zahlreichen Zellen, denen nach Ordensregel nur verhältnissmässig kleine Fenster erlaubt waren, einen günstigen Einfluss auf die Gesamtanlage ausüben. Und dennoch wäre es ungerecht, wenn wir dem Baumeister für sein Werk unsere hohe Anerkennung versagen wollten, denn was unter solchen Umständen bei möglichster Vermeidung des architektonischen Schmuckes blos durch die Masse erzielt werden konnte, ist erreicht. Um der Ostfronte den nöthigen Platz einzuräumen, musste das alte Abtsgebäude niedergelegt werden. Das neue aber konnte nur auf diesem, von der Natur so begünstigten Punkte erstellt werden, schon darum, weil es die alten Verkehrsstrassen zwischen Aarau, Luzern und Zürich dominirt und so dem Fremden zuerst in die Augen fallen musste. Der Baumeister bestimmte es in Folge dessen als Mittelbau. Schlicht in seiner ganzen Anlage, trägt

es doch den Charakter des Herrschaftshauses, des Palastes. Ein schwach vorspringender cylindrischer Mittelbau mit dreieckigem Giebel enthielt das ebenso einfache wie geschmackvolle Hauptportal, als Eingang zu einer kleinen Säulenhalle. Während die drei über einander liegenden Stockwerke von je drei Fenstern Breite durch schlanke, durchgehende Pilaster mit jonischen Kapitälern verbunden waren, entbehrten die Flügel von etwas geringerer Breite, gleicher Höhe und Fensterzahl sogar dieses Schmuckes. Die beiden Eckgebäude, durch welche die Fronte einen würdigen Abschluss fand, enthielten die grossen Sääle. Auch sie waren architektonisch äusserst schlicht gehalten und zeichneten sich bloss durch die sechs hohen Rundbogenfenster aus, welche, bei gleicher Breite wie die übrigen Fenster, eine Höhe von zwei Stockwerken hatten. Zwischen Mittel- und Eckgebäude hinein waren beidseitig die schmucklosen Mönchswohnungen in einer jeweiligen Länge von 14 Fenstern gespannt. Sie gewährten einen fast kasernenartigen Anblick. Ihr einziger Schmuck bestand in zwei gleichen Mittelportalen, von denen aber das südliche von jeher vermauert war, während das nördliche als Durchgang aus den östlichen Gartenanlagen nach dem nordwestlichen Hofe diente. Der riesigen Frontausdehnung von 725 Fuss entsprach die Tiefe des Gebäudes von $58\frac{1}{2}$ Fuss (inkl. die beiden 5 Fuss dicken Umfassungsmauern) keineswegs. Längs der Westwand zog sich auf jedem der drei Stockwerke von einem Flügelgebäude zum andern ein mit Kreuzgewölben überspannter Gang, der im zweiten Stockwerke in die grossen Sääle führte. Von diesem aus führte auf der Ostseite Thüre an Thüre in die Mönchszellen, welche kaum der Grösse eines mittleren Wohnzimmers gleichkamen und nur zum Theil ausgebaut waren. Bewohnt wurden sie nie, da das alte Kloster für die Conventualen mehr als genügenden Raum bot. Ueberhaupt trug der ganze innere Ausbau, mit Ausnahme der Abtswohnung, vor dem Umbau als Pflegeanstalt, den Stempel des Unfertigen. Auch die Zimmer des Abtes waren keineswegs luxuriös. Sie hatten ein schönes, harthölzernes Getäfer im nüchternen Style des ausgehenden 18. Jahrhunderts und einfache, aber geschmackvolle Gypsdecken. Dem entsprechend war auch das wenige erhaltene Mobiliar. Nur die Oefen, aus weissen Kacheln, mit blauen Landschaften und Köpfen bemalt, von *Leonz Kuchler* in Muri, wiesen reichere Formen auf, wie sie noch in typischen Exemplaren auf Schloss Horben zu sehen sind. Im Abtsgebäude erweiterte sich der Korridor des 2. Stockwerkes zu einer kleinen Säulenhalle. Von den Treppen war nur die eine, hölzerne im nördlichen Mönchsgebäude vollständig fertig gestellt, die steinerne dagegen im südlichen Mönchsgebäude, unmittelbar neben dem Mittelbau, erhielt erst in jüngster Zeit ihre Vollendung. Eigenthümliche Dekorationsmotive zeigten die durchbrochenen, steinernen Treppengeländer: Räder, von mächtigen Pfeilen durchbohrt, offenbar ursprünglich nur für schiefe Parallelogramme componirt. Die Steinhauerarbeit war stellenweise sehr flüchtig und zeugt noch sprechend von der Hast, mit der gebaut wurde.

Den Glanzpunkt der ganzen Ostfronte bildeten von jeher die beiden grossen Sääle, von denen der eine, südliche, zur Aufnahme der Bibliothek, der andere, nördliche, als sogen. Festsaal bestimmt war. Jeder hatte eine Breite von 48 Fuss, eine Länge von 96 Fuss und eine Höhe von etwas über zwei Stockwerken. Schwerlich wird die Schweiz nach der Zerstörung dieser Lokalitäten Sääle von gleicher Grösse aus jener Zeit aufzuweisen haben. Beide Räume zeichneten sich zudem durch eine vortreffliche Akustik aus.

Der *Bibliotheksaal* hatte zwei Zugänge, den einen vom Bezirksschulflügel, den andern vom Kloster. Seine Beleuchtung empfing er von den sechs Fenstern der östlichen

und von vier Fenstern der westlichen Langseite, da auf letzterer zwei Fenster durch den angebauten Flügel verdeckt wurden. In halber Höhe war eine hölzerne Gallerie angebracht, zu der zwei, in schrankartigen Behältern angebrachte Wendeltreppen auf der Süd- und Nordseite emporführten. Die Regale, sowie die reichhaltige Büchersammlung waren nach Aufhebung des Klosters entfernt worden, letztere bildet bekanntlich gegenwärtig einen Hauptbestandtheil der aargauischen Kantonsbibliothek. Da durch die Bücherschränke der grösste Theil der Wandflächen verdeckt wurde, waren die Stuckaturen äusserst einfach, aber dennoch geschmackvoll. Die flachgewölbte Decke, in welche die Fenster einschnitten, schmückte ein grosses, ovales Frescobild, die Wissenschaften im Dienste der Religion darstellend. Es war von *Jos. Anton Mesmer* 1792 »invenit et pinxit« so gut und so schlecht es ein schwach begabter und in der Technik jedenfalls nicht sehr hoch stehender Künstler um jene Zeit zu Stande brachte. Besser waren die Blumengewinde in Stucco, welche der Decke zu weiterer Verzierung beigegeben waren.

Zudem erhielt der Saal noch Oberlicht durch fünf normale Fenster, welche oberhalb der Gallerie in die blos in Stucco angedeuteten Rundbogenfenster der Südwand eingebrochen waren.

Der *Festsaal* zeigte eine weit reichere Dekoration. Auch die Beleuchtung war hier günstiger, da er nicht nur von allen Fenstern der beiden Langseiten Licht erhielt, sondern auch von drei ebenso grossen im Norden, während an Stelle von zwei weiteren, links und rechts derselben, Thüren und darüber Ringe aus Blumengewinden angedeutet waren. Es würde zu weit führen, wollten wir uns hier auf eine genaue Beschreibung der sehr schönen, wenn auch einfachen Dekoration der Wände einlassen.

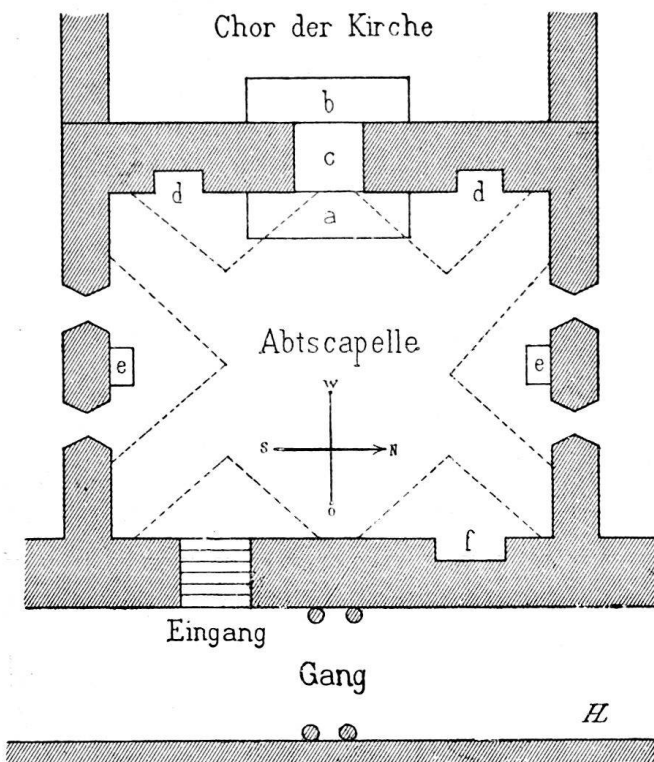
Die Ruine lässt die Anlage noch vollständig erkennen, da die Stuckaturen zum grössten Theil erhalten sind, und darum kann eine gute photographische Aufnahme, die ja kaum ausbleiben wird, dem Kunstfreund weit bessere Dienste leisten, als eine Beschreibung, auch wenn sie noch so ausführlich wäre. Die Decke war mit einem Frescobild von gleicher Grösse, wie dasjenige im Bibliotheksaal, vom gleichen Meister mit etwas mehr Geschick ausgeführt, geziert, darstellend die Speisung der Fünftausend.

Gegenwärtig stehen von der Ostfronte noch die gewaltigen Umfassungsmauern, sowie die Ganggewölbe des ersten Stockwerkes.

II. Die Abtskapelle.¹⁾

Sie verdankt ihre Entstehung wahrscheinlich der Bauthätigkeit *Gerold Heim's*, † 1751, und war eingespannt zwischen dem Chor der Kirche und der Ostfront, etwas nördlich des Mittelbaues, unmittelbar über der Sakristei. Da ihre horizontale Ausdehnung in Folge dessen ziemlich eng begrenzt war, musste sie, um einen einigermaassen monumentalen Charakter zu erhalten, etwas zu sehr in die Höhe getrieben werden. Die hohen Seitenwände schlossen sich oben zu einer Kuppel. Ihr Hauptschmuck bestand in den üppigen Roccocodekorationen, wie sie in dieser Fülle kaum der Chor der Klosterkirche aufweist. Im Uebrigen trug sie vollständig den Charakter der letzteren.

¹⁾ Croquis der Abtskapelle des Klosters Muri (nach der Erinnerung entworfen): a) Altar der Abtskapelle. b) Hochaltar der Klosterkirche. c) Ort der sieben verbrannten Bilder. d) Wandschränke mit reichster Roccocoverzierung. e) Geschnitzte Altartische in Roccoco. f) Wandschrank, früherer Platz der Orgel.



Die Frescogemälde der Kuppel und der Seitenwände, übrigens schlecht erhalten und von geringem Kunstwerthe, waren vom gleichen Meister, wie diejenigen der Kirche, nur hatten sie den Vortheil, dass sie nicht später von Pater *Leodegar* überschmiert worden waren, wie die letztern. Der Stucco war im Gegensatz zu den Roccocoverzierungen schwerfällig und zeigte als Motiv gleichmässig Trophäen aus Musikinstrumenten. Prächtige Erzeugnisse des Kunsthandwerkes waren namentlich die fein gravirten Thürschlösser und Bänder, welche glücklicherweise im Schutte zum grossen Theil wieder gefunden wurden. Der Altar zeigte die gleiche Ausführung wie diejenigen der Klosterkirche, nur war er ohne

Statuen bis auf zwei fast lebensgrosse, in Holz geschnitzte und übersilberte Brustbilder des hl. Stephanus und Laurentius auf schwarzen Sockeln. Sein Hauptschmuck bestand aus einem Bild mit lebensgrossen Figuren, die Kreuzigung darstellend, welches zu jenem Cyclus gehörte, der zugleich im Hochaltar der Klosterkirche zur Verwendung kam. Die sechs andern Bilder, welche ebenfalls sämtlich ein Raub der Flammen wurden, enthielten folgende Darstellungen: 1. Der englische Gruss (6. December); 2. Geburt Christi; 3. Christus am Oelberg (ausgesetzt während der Fasten); 4. Auferstehung (Ostern); 5. Ausgiessung des hl. Geistes (Pfingsten); 6. Mariæ Himmelfahrt (2. Juli) und wurden an den betreffenden Festtagen auf dem Hochaltar der Klosterkirche ausgestellt.

Wie der Name des Malers lautete, ist uns mit Bestimmtheit nicht überliefert, da ihn keines der Bilder trägt. Eines aber ist sicher, dass derselbe zum Mindesten über eine bedeutende Technik verfügte, welche seine Erzeugnisse hoch über alle andern Bilder der Kirche erhob. Der Zeit nach gehörte er der Mitte des vorigen Jahrhunderts an und wenn er auch ein blosser Copist gewesen sein sollte, so hatte er jedenfalls bei einem tüchtigen Meister gelernt und seinen Geschmack vor schlechten Einflüssen bewahrt. Gerade der Crucifixus war ein wirkliches Kunstwerk und es ist darum um so mehr zu beklagen, dass er ein Raub der Flammen geworden ist. Leider existirt von den Gemälden weder eine Photographie, noch sonst irgend eine Copie.

III. Die Sakristei.

Sie befand sich unmittelbar hinter der Krypta und wurde nicht durch Feuer zerstört, sondern ihr ziemlich flaches Gewölbe barst erst nachträglich, als die über ihr liegende Abtscapelle zusammenstürzte. Die in ihr aufbewahrten Kunstschatze, so namentlich das Tabernakel, waren rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden. Einen

besonderen Kunstwerth hatte das Gemach nicht. Die Gewölberippen waren mit allzuschweren Blattgewinden geschmückt, zwischen denen der gleiche Künstler, der die Fresken der Klosterkirche gemalt, kleinere Bilder von zweifelhaftem Werthe angebracht hatte.

IV. Die Lokalitäten der Bezirksschule

kommen hier nicht in Betracht, da sie erst in jüngster Zeit erstellt wurden.

Auch die *Beschädigungen in der Klosterkirche* sind nicht derart, dass sie nicht mit verhältnissmässig geringen Kosten wieder gehoben werden könnten. Möchte das Interesse, welches das kunstliebende Publikum des ganzen Schweizerlandes bei Anlass des Brandes für die ehemalige Fürstabtei Muri an den Tag legte, fernerhin wach bleiben, damit es möglich würde, die Gebäulichkeiten, wenn auch nicht in ihrem alten Glanze, so doch in einer Weise wiederherzustellen, die den Verlust weniger fühlen liesse.

Muri, September 1889.

Dr. HANS LEHMANN.

48.

Das Lehenbuch des Bisthums Basel.

Von *Rudolf Wackernagel*.

Im ersten Bande der »Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle« par *J. Trouillat*, 1852, spricht der Herausgeber auf Seite VI der Vorrede auch vom Lehenbuche des Bisthums Basel als von einer Quelle seiner Arbeit.

Er erwähnt hier das »altadelige Lehenbuch«, nach seiner Angabe eine im Jahre 1441 gefertigte Copie des auf Pergament ausgeführten, mit Wappenmalereien geschmückten Originals, und fügt mit Bedauern bei, dass dieses Original im Jahre 1792 vom fliehenden Fürstbischof *Joseph von Roggenbach* mitgenommen worden und seitdem verschollen sei.

Die Arbeiten für Herausgabe des Urkundenbuches der Stadt Basel haben den Unterzeichneten veranlasst, nach dieser verlorenen Handschrift Umschau zu halten, und es ist ihm auch gelungen, dieselbe nachzuweisen. Einige Mittheilungen über diesen wiedergewonnenen Schatz und im Zusammenhange hiemit über das von *Trouillat* erwähnte und benutzte »altadelige Lehenbuch« mögen daher hier willkommen sein.

I. Die bis zum Jahre 1792 im bischöflich-baselischen Archiv verwahrt gewesene, seitdem vermisste Handschrift des Lehenbuches befindet sich heute in der grossherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe unter der Signatur Durlach 263.¹⁾

Es ist ein durch die Stattlichkeit seiner äusseren Erscheinung auffallender Codex. Er zeigt den ursprünglichen Einband des 15. Jahrhunderts, Holzdeckel mit braunem Lederüberzug, welche an den Ecken schweres, durchbrochenes Messingbeschläg, in der Mitte jeder ein gravirtes Messingmedaillon und in diesem einen silbernen Wappenschild mit den in rothem und grünem Email eingelassenen, geviert gestellten Wappenbildern des Bisthums Basel und der Edeln zu Rhein tragen.

¹⁾ Für den ersten Hinweis auf das Vorkommen einer »Basler Handschrift« in der genannten Bibliothek bin ich Herrn Bibliothekar Dr. *Carl Bernoulli* in Basel, für die gütige Uebersendung der Handschrift dem Direktor der Bibliothek, Herrn Dr. *W. Brambach*, sehr zu Danke verpflichtet.